

Andreas Dietsch : Bürstenbinder, Dichter, Schriftsteller, Sozialpolitiker, Utopist und Pionier : sein Leben in Aarau und sein tragisches Ende in Neu-Helvetia (Missouri) [Fortsetzung]

Autor(en): **Halder, Nold**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Aarauer Neujaahrsblätter**

Band (Jahr): **35 (1961)**

PDF erstellt am: **15.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-559053>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

ANDREAS DIETSCH

*Bürstenbinder, Dichter, Schriftsteller, Sozialpolitiker, Utopist und Pionier.
Sein Leben in Aarau und sein tragisches Ende in Neu-Helvetia (Missouri)*

II

Die aargauische Öffentlichkeit reagierte auf die wunderliche Vision «Das tausendjährige Reich» von Andreas Dietsch, dem das radikale «Posthörnchen» seine Stimme geliehen hatte, zunächst mit betontem Schweigen. Um so eifriger wurde, nach Dietschs eigenem Zeugnis (Separatum, S. 37 ff.), im Volksmund «viel dafür und dawider gesprochen»: «Viele meinten, es wäre Alles recht und gut und recht schön, wenn's nur schon so eingerichtet wäre. Diese würden sich also gerne an den gedeckten Tisch setzen, hernach wohl helfen mitarbeiten, aber nicht eher Hand anlegen, als bis sie den Braten zwischen den Zähnen hätten. Andere, die sich etwas Vermögen mit saurer Müh, mit Kummer und Sorgen zusammengescharrt haben, sagen: ‚Ja, da müßte ich ein Narr sein und mein Eigentum preisgeben, daß jeder damit machen könnte, was er wollte, und ich dafür mein Lebtage Knecht sein sollte!‘ . . . Andere meinen wieder, da würde bald alles Arbeiten aufhören, denn es freue sie nur zu schaffen, um etwas zu verdienen und unabhängig zu sein . . . Wieder andere sagen, ja, da wäre das liederliche Leben erst recht los; da würde Jeder nur am Tisch, aber Keiner an der Arbeit zugreifen wollen . . . Viele machen mir den Vorwurf, als trachte ich nach Anderer Eigentum, indem sie sagen: ‚Ja, der hätte gut teilen, er selber hat nichts, folglich könnte er dabei nur gewinnen, aber nichts verlieren.‘» Gegen diesen persönlichen Vorwurf wehrte sich Dietsch energisch: «Aber ich bitte Euch um des Himmels Willen, überlegt doch meine Worte auch recht! . . . Alles, was ich für mich und die Meinigen verlange, ist Wohnung, Kleidung und Nahrung, und zu solchem Begehren habe ich als Weltbürger das heiligste Recht,

wenn ich der Gesammtheit als Gegendienst die Arbeit meiner Kräfte widme. Ich verdiene ja in den jetzigen Verhältnissen auch meinen Lebensunterhalt, nur, wie Ihr auch, unter Kummer und Sorgen, und wäre ich Letzteren enthoben, so hätte deswegen kein Sterblicher einen Bissen Brod weniger zu genießen. – Wenn alle Menschen ihr Hab und Gut zusammen legten, die Großen und Reichen ihre Ländereien (von Geld und Preziosen ist hier nicht die Rede), die Armen ihre Hände und die Künstler ihre Talente, so wäre gewiß Allen geholfen; Keiner würde dabei etwas verlieren, aber Alle gewinnen. . . »

Von all dem nahmen die führenden Zeitungen, Remigius Sauerländers «Schweizerbote» und Joh. Jakob Christens «Neue Aargauer Zeitung» keine Notiz. Nur in Salomon Landolts «Posthörnchen» meldete sich eine Stimme, die den Verdacht ausdrückte, Dietschs utopische Faseleien seien keine originale Leistung, sondern das Produkt öfterer Konferenzen mit dem Propheten Albrecht, jenem sonderbaren Heiligen aus Deutsch-Altenburg, der seit 1840 in der Maske des Ewigen Juden in der Schweiz herumzog, um an Freischießen, Volksversammlungen und Jahrmärkten für die «Wiederherstellung des Reiches Zion» zu werben und seine christlich-kommunistischen Traktate zu verkaufen. Tatsächlich war Dietsch mit *Christoph Albrecht* bekannt geworden, aber erst, als sein Traumgebilde im «Posthörnchen» zu erscheinen begann, so daß von einer direkten Beeinflussung nicht die Rede sein kann. Daß Dietsch die weitherum verbreiteten Traktate Albrechts kannte, ist anzunehmen, doch finden sich in seinen Schriften nur spärliche Spuren der verbohrten biblischen Gedankengänge des schwärmerischen «Wächters Zions». Am 5. September 1842 hielt sich Albrecht in Aarau auf, wo er vor den Stadtschützen im Schützenhaus eine Ansprache hielt, in welcher er die Schweizer Schützen aufrief, die Bewegung für die Revision der Bundesakte zu benützen, um das von ihm verheißene Reich Zion aufzurichten. Das tausendjährige Reich sei kein leerer Traum, sondern heiliges Erbe und eine Realität des Herzens und könne durch «einen neuen Bund der freien Nation»

sofort in die Tat umgesetzt werden. Albrecht erwies den Aarauer Stadtschützen die Ehre, «hier und heute» das zionistische Reich zu gründen, und «beauftragte» das Schützen-Comitee, eine Verwaltungskommission zu bilden und ihn, den Mann, der sich mit Gut und Leben für diese Idee aufgeopfert habe, zum Präsidenten zu ernennen und zu autorisieren, den Weg zur Herstellung der neuen Ordnung einzuschlagen. Diese Ordnung hatte Albrecht in seiner skurrilen Schrift über die «Wiederherstellung des Reiches Zion durch Volksversammlungen» niedergelegt, die 1841 im Verlag von J. Zehnder in Baden erschienen ist, in welcher er u. a. den «historisch leichten Nachweis erbrachte», daß die Fabel vom Exodus des erwählten Volkes mit der Einwanderung der Schweizer ins Alpenland identisch sei, deren Führer Mose am Badus die Rheinquellen aus dem Felsen schlug und am Fuße des Sinai, des Gottesberges oder St. Gotthard, zu Hospital den Altar des neuen Bundes errichtete und auf einer Felsenkanzel des Mattstockes die Offenbarung der herrlichen «Constitution» Jehovas in Stein meißelte! Die Erneuerung dieses Gesetzes sollte am 8. Oktober 1842 auf der Ebene der Kreuzstraße zu Zofingen, «in guter Mitte des Landes», durch die «Generalversammlung freier redlicher Bürger» vollzogen werden, zu deren Vortrupp die Aarauer Schützen ausersehen waren. Das «Posthörnchen» veröffentlichte die Rede Albrechts (Nr. 71, S. 281, Nr. 72, S. 285) und fügte den lakonischen Satz hinzu: «Die Schützengesellschaft fand sich nicht bemüßigt, einzutreten»; auch der Regierungsrat war dem geplanten Rummel am Kreuzplatz nicht hold und verbot dem Propheten Albrecht jede weitere Tätigkeit auf aargauischem Boden. Doch der moderne Ahasver konnte trotzdem einen gewissen Erfolg verzeichnen, bevor er wallenden Bartes den derben Reisestock ergriff, um andere Kantone mit seiner Mission zu beglücken, bis er halb verhungert auf offener Straße in Bern zusammenbrach und am 14. Juli 1844 daselbst im Inselspital verschied.

Das «Posthörnchen» hatte nämlich am 2. August 1842 «Albrechts Ruf an die Schweizer-Nation», eine als Flugblatt verbreitete «Festrede» zum Eidgenössischen Freischießen in Chur,



abgedruckt (Nr. 61, S. 241) und auch die ungefähr gleichlautende Eingabe an das Central-Comitee der Eidgenössischen Schützengesellschaft auszugsweise veröffentlicht (Nr. 67, S. 265), Elaborate, die, bezeichnenderweise, dem Zofinger Arzt Rudolf Sutermeister «so sehr wohl gefielen», daß er die Anwesenheit Albrechts in Aarau benützte, um diesen Gesinnungsfreund anzuhören und persönlich kennenzulernen. An dieser Zusammenkunft nahm auch Andreas Dietsch teil, wie einem Brief Sutermeisters an den in Zürich weilenden Kommunisten *Wilhelm Weit-*

ling (19. Oktober 1842) zu entnehmen ist. Albrecht verbrachte hierauf einige Tage als Gast bei Sutermeister in Zofingen, der den Eindruck gewann, daß dieser «für verrückt gehaltene, wohlmeinende und freisinnige Mann» mit Ausnahme einiger barocker Ideen im Grunde die gleiche Meinung vertrete wie die Kommunisten, nämlich, daß nun die Zeit für die große Sozialreform angebrochen sei. Er, Sutermeister, Albrecht und Dietsch seien jedenfalls mit einigen andern bereit, den Anfang zu machen. Albrecht habe des Bürstenbinders Schilderung des tausendjährigen Reichs im «Posthörnchen» gelesen und den Verfasser ermuntert, seinen Plan in die Tat umzusetzen. Der Aufsatz werde jetzt «auf Subskription in einer starken Auflage besonders gedruckt und verbreitet» und sei ganz gut geeignet, den Leuten einen richtigen Begriff von den Dingen, die da kommen sollen, beizubringen und sie dafür zu gewinnen. Wir sehen nun, woher Dietsch den starken Auftrieb für seine weiteren Unternehmungen bezog. In der Subskriptions-Einladung vom 4. Oktober 1842 («Posthörnchen» Nr. 79, S. 316) schrieb der Verleger Samuel Landolt: «Der Verfasser, welcher durch manches in den Mußestunden gefertigte geniale (sic!) Gedichtchen den Lesern des «Posthörnchens» bereits bekannt ist und dem seine Bürstenbindelei trotz allen Fleißes nicht immer die häuslichen Lasten auskehrt, wird in zahlreichen Unterschriften dankbar teilnehmende Anerkennung erblicken.» Mit zweiwöchiger Verspätung erschien das Separatum (etwa 20. November 1842) unter dem neuen Titel: «Gleichheit und Einigkeit, der Weg zur Freiheit und zum ewigen Frieden. Das tausendjährige Reich, Aarau, 1843. Im Verlage des Verfassers.»

In der Subskriptions-Einladung steht der Zusatz «Mit Erläuterungen und Erklärungen», denn nach dem Erwachen aus dem schönen Traum kam nämlich für Dietsch das mühsamere Nachgrübeln über die gegenwärtige Gesellschaftsordnung im Gegensatz zu derjenigen im Reformreich; nach dem billigen Schmus der nüchterne Sachverhalt, nach der Rührseligkeit das Rührdichum. Dietsch wußte oder ließ sich sagen, daß mit bloßen

Visionen nur wenige zu überzeugen wären und daß es kritischer Argumente bedürfe, um eine Wirkung in die Breite zu erzielen. Diesen kritischen Apparat brachte er nun in seiner Broschüre bei und verteilte ihn auf ein Vorwort, eine Einleitung, einen Wegweiser zur Erreichung des Ziels, einen Exkurs über Religion und ein Nachwort zum leicht erweiterten Text des Traumbildes. Aber kunterbunt tummeln sich seine Gedanken quer durch diese Disposition und verwickeln sich nicht selten in Widersprüche; nur zu oft gehen praktische Vorschläge und Kernsätze in der bloßen Schaumschlägerei unter. Sein Enthusiasmus überrennt alle Logik: er schießt mit Kanonen auf Spatzen und mit Flobertpistolen auf Elefanten. Er hat die Kritik nicht an der Hand, auch sie geht mit ihm durch wie der Stier mit dem roten Tuch am Gehörn. Sprachlich ist Dietsch in seinem Element und durchaus auf der Höhe: man glaubt manchmal den aufrichtigen und wohl-erfahrenen «Schweizerboten» Heinrich Zschokkes in seinen zornigsten Jahren zu vernehmen. Dietsch hat Witz und Schärfe und zieht seinen Widersachern nicht schlecht das Fell über die Ohren. Die folgende Textprobe aus dem Nachwort des Verfassers mag es bezeugen: «Tretet nun zusammen, Alle, die Ihr aus Neid, Eigennutz, Ehrgeiz, Großhanserei, oder wie dergleichen irdische Eigenschaften und Vorzüge alle heißen mögen, Euern Nebenmenschen ihr Wohlergehen und jedem armen Teufel seine fröhliche Miene und den Sonnenschein vergönnt, und es ihm nicht verzeihen könnt, wenn er ein Wort spricht, das Euch nicht gefällt oder nicht in Euern Kram paßt. Zerklaut und zergliedert mein Werkchen die Kreuz und Quer, und sucht Euch eine Anschuldigung heraus, als sei es darauf abgesehen, den Reichen und Wohlhabenden ihr Eigentum zu teilen und zu verlumpen! . . . Ei, das wäre aber ein gräßliches Unglück, wenn es einst doch so kommen sollte, daß aufgeblasene und verschrobene Köpfe eben auch nur für eines Menschen Kopf angesehen und ihre Mäuler eben auch für nichts anderes gehalten würden, als für Werkzeuge, um das tägliche Futter einzunehmen. – Es wäre freilich besser für mich, wenn ich beim Bürstenmachen bliebe, statt dergleichen Larifari

zu schreiben, wie sich neulich ein solches Subjekt gegen mich äußerte, das auch Niemanden als sich selbst liebt; wenn's einmal so nicht mehr gehen könne, sagte dieses, so müsse es wieder eine tüchtige Rumpelten geben, daß alles drunter und drüber gehe, es werde dann von selbst wieder bessern, und dazu brauche es keinen Bürstenbinder. Ich habe nichts dagegen, aber es könnte auch ohne Rumpelten besser werden, wenn die sogenannten Christen ihre unchristlichen Untugenden, welche ihr erhabener Meister zur ewigen Qual verdammt, ablegten, und nicht nur für ihr eigenes Interesse, sondern besser für das allgemeine Wohl bedacht wären, wobei sie nichts als die Hölle ihrer Leidenschaften einbüßten. . . » (Separatum, S. 45/46). Noch bessere Stilproben würden die sozialkritischen Abschnitte liefern; ich habe jedoch ein selbstbezügliches Zitat vorgezogen.

*

Dieser von Bitterkeit und Ressentiment nicht freie Separatdruck des «tausendjährigen Reiches» fand wiederum kein Echo in der Öffentlichkeit – aber um so bedeutsamer waren die Folgen. Dietsch hatte das Pech, daß kaum einen Monat später die ungleich bedeutendere Publikation «Garantien der Harmonie und Freiheit» von Wilhelm Weitling erschien, die bald die öffentliche Meinung der ganzen Schweiz in Anspruch nahm, da man bereits durch Weitlings kommunistische Agitationen darauf vorbereitet war. Weitling, 1808 in Magdeburg geboren, war als wandernder Schneidergeselle um 1830 nach Paris gekommen, wo er als Mitglied des deutschen Flüchtlingsbundes der Geächteten, später der Gerechten, mit den sozialpolitischen Lehren von Fourier, Considérant und anderer in Berührung kam. Im Mai 1841 reiste er in die Schweiz, um in Genf die Reste der Flüchtlinge des «Jungen Deutschland» für den Bund der Gerechten zu sammeln und «das Volk in Blusen, Jacken, Kitteln und Kappen», das heißt die proletarisierten Handwerker (ein industrielles Proletariat in modernem Sinne gab es noch nicht), für den utopisch-reformistischen

Sozialismus zu gewinnen. Über Bern gelangte er nach Lausanne und Vevey, wo er die Zeitschrift «Die junge Generation» herausgab. Die Zofinger Rudolf Sutermeister, der Arzt, und Gustav Siegfried, der Fabrikant, waren eifrige Leser dieser Zeitschrift und traten bald auch mit Weitling in schriftliche und persönliche Beziehungen. Als Weitling am 8. Juni 1843 in Zürich verhaftet wurde, beschlagnahmte die Polizei auch die gesamte Korrespondenz des kommunistischen Agitators, so daß sich einige Briefe seiner Zofinger Freunde erhalten haben. Denjenigen von Sutermeister kann entnommen werden, daß dieser Albrecht und Dietsch mit Weitling zusammengebracht hatte, was für Weitling von einiger Bedeutung war. Später nämlich bekannte sich Weitling in einer Art Glaubensbekenntnis zum Propheten Albrecht, dessen «Prinzip des Mitleids» ihm starken Eindruck gemacht habe (Barnikol, Bd. I, S. 114/115). Dietsch seinerseits war bereit, Weitling auf seine Kosten nach Amerika weiterzuhelfen, was dem Gefangenen vom Redaktor der Radikalen Republikanischen Blätter, Julius Fröbel, mitgeteilt worden war, der ihm riet, sich nach seiner Entlassung in den Kanton Aargau zu begeben, wo gute Freunde sich seiner annehmen würden (Barnikol II, S. 312/313). Weitling, der von seiner Auslieferung an Preußen überzeugt war, schloß aus diesem Vorschlag, daß er anlässlich der Ausschaffung von seinen Freunden gewaltsam aus der Polizeigewalt befreit würde und billigte dem «Felsenmann» Siegfried eine Heldenrolle in diesem Drama zu! Ein solcher Plan bestand wirklich, doch ist zweifelhaft, daß die Aargauer Freunde mitgemacht hätten, wenn er zur Ausführung gekommen wäre (Mehring, XXXIII/IV). Ein Gesuch von Dietsch an den Zürcher Regierungsrat (April/Mai 1844), Weitling die Ausreise nach Amerika zu gestatten, wurde ziemlich schroff abgelehnt. Siegfried setzte sich seinerseits im «Posthörnchen» und in der Badener «Dorfzeitung» lebhaft für Weitlings «Garantien der Harmonie und Freiheit» ein, die ihn offenbar mehr ansprachen als Dietschs «Weg zur Freiheit und zum ewigen Frieden». Weitling ist scharfsinniger und analytischer als Dietsch; er beherrschte die

sozialökonomische Dialektik und führte die utopische Literatur einen großen Schritt über Cabet und Fourier hinaus, in deren Bann der Bürstenbinder gefangen blieb. Andererseits ist ihnen gemeinsam der Kampf für die Handwerker im Proletarierkittel und der Haß gegen «Kommerz» und «Krämerei», die wie Polypen am Mark der Gesellschaft saugen. Für beide Schriften gilt das Wort von Karl Marx von den «riesenhaften Kinderschuh», die ungleich merkwürdiger (des Merkens würdiger) seien als die schlecht und recht über den Leisten geschlagenen Professorenstiefel, in denen sich die Utopisten und ihre Mitläufer nicht marschfähig fühlen. Keineswegs möchte ich den Abstand zwischen Weitling und Dietsch verkleinern: Dietsch trägt wirklich die kleinere Kinderschuhnummer als Weitling, darf aber für sich die Priorität des Handwerksburschen-Kommunismus beanspruchen; auch erreichte er, was Weitling versagt blieb: eine zu aktivem Handeln entschlossene Gefolgschaft.

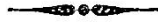
*

Während man sich im Laufe des Jahres 1843 im aargauischen Blätterwald für und wider den Kommunismus beschrie, ohne die Stimme von Andreas Dietsch in diesem Streit ein einziges Mal zu vernehmen, arbeitete dieser im stillen an der Verwirklichung seines tausendjährigen Reichs. Hiezu wurde er durch einige ungenannte Freunde ermuntert, unter denen jedenfalls weder Sutermeister noch Siegfried zu finden sind. Waren sie durch Weitlings aufsehenerregenden Prozeß in Zürich nach dessen Verhaftung abgeschreckt worden, obwohl sie selber dessetwegen nicht behelligt wurden? Die aargauische Regierung hatte nämlich den berüchtigten Kommissionsbericht von Professor Bluntschli über «Die Kommunisten in der Schweiz nach den bei Weitling vorgefundenen Papieren» als reines Parteilaborat «kanzelliert», denn Gustav Siegfrieds Bruder, der Jurist und radikale Regierungsrat Samuel Friedrich Siegfried, kannte seine Zofinger Pappenheimer wohl, die zu harmlos und zu einflußlos

waren, um den aargauischen Staat zu revolutionieren und sein Volk zum Kommunismus zu bekehren.

Im Dezember 1843 erschien bei Irmel in Langenthal, dem zeitweiligen Verleger Weitlings, eine dritte Schrift von Dietsch, betitelt: «Die Gründung von Neuhelvetia, ein sicherer Wegweiser für Auswanderungslustige, welche in Amerika ihr Glück suchen und begründen wollen.» Hatte er im «Weg zur Freiheit» noch mit weltweiten Plänen gespielt, beschränkte er jetzt sein Ziel auf Amerika, wo bereits mehrere Utopisten-Kolonien ein mehr oder weniger blühendes Dasein führten. Europa – vor allem die Schweiz – und gar der Aargau (was Sutermeister auf schmerzliche Weise erfahren mußte) waren unfruchtbarer Holzboden für die kommunistischen Praktiker. Durch Brommes «Hand- und Reisebuch», das wir in den Händen Dietschs wissen, sowie durch Dudens «Bericht über eine Reise nach den westlichen Staaten Nordamerikas» und Franz J. Grunds «Handbuch und Wegweiser» wurde er insbesondere auf die enthusiastischen Schilderungen der Verhältnisse in Missouri hingelenkt, in welchem reichen und fruchtbaren Land sich der ärmste Einwanderer schon nach zwei Jahren ein «vergnühtes, sorgloses, patriarchalisches Leben mit wenig Arbeit und Mühen als unabhängiger Farmer» verschaffen könne. Daß Missouri ein Sklavenhalter-Staat war (was Bromme nur so nebenbei bemerkt), störte Dietsch und seine Freunde wenig. Die neue Schrift wiederholt vieles aus dem Pamphlet über die «Gleichheit und Einigkeit», doch befließigt sich Dietsch möglicher Sachlichkeit in einem gemäßigten, eindringlichen Stil. Er will nicht zur bloßen Auswanderung anregen, sondern zur Auswanderung auf gemeinwirtschaftlicher Basis, dem einzigen Weg, um auch die Armen an die Fleischtöpfe und Ankenhafen einer bessern Welt heranzuführen und ihre «sanguinischen» Hoffnungen zu erfüllen. Das Neue ist der Hinweis auf die schon bestehenden Kolonien, zum Beispiel der sogenannten Harmonisten des Deutschen Rapp in Oekonomia am Ohio River, oder des Württembergers Bäumlner in Zoar, dessen Kolonie den Plänen Dietschs am nächsten kam. Er nimmt auch eine Ein-

Die
Gründung von Neuhelvetia.



Ein
sicherer Wegweiser
für
Auswanderungslustige,
welche in Amerika ihr Glück suchen und begründen wollen.



Langenthal,
gedruckt bei **E. Jemel & Comp.**

1843.

sendung von Siegfried aus dem «Posthörnchen» auf (Nr. 35, S. 137), der über einen begeisterten Brief des jungen Aarburgers Jakob Müller an seine Angehörigen aus der Kolonie Teutonia in Connecticut berichtet, wo eitel «Gemütsruhe, Heiterkeit, Frohsinn und Herzensgüte» herrsche und der Reichtum sich zusehends mehre. Scharfe Worte findet Dietsch gegen jene Führer, die mehr mit Poltern statt mit Liebe regieren und nicht frei von Habsucht sind, wie Rapp, ferner gegen die unzulängliche Verwaltung und eigensinnige Sektiererei, die zum Beispiel zum Untergang der

Kolonien Neu-Jerusalem und Neu-Harmonie geführt haben. Der Dithyrambiker und Pamphletist Dietsch mausert sich zum nüchternen Realisten. Er ruft zum Beitritt seiner Auswanderungsgesellschaft auf, die schon 28 Mitglieder (zum Teil mit Familien) zählt. Vom geträumten Ehestatut des tausendjährigen Reiches (das er nicht mehr erwähnt) ist keine Rede mehr! Aus Saulus wird Paulus, denn siehe (und hier erkennen wir den Einfluß von Albrecht) neben Ärzten, Schul- und Musiklehrern sind nun auch Geistliche willkommen, die ohne Eigennutz das Ihrige zur Belehrung und Veredelung der Gesellschaft beitragen wollen. Religionsspöttelei, Sektiererei und Proselytenmacherei werden nicht geduldet! Es glaube jeder, was er will, und lasse auch den andern ihren Glauben, denn mit der Hilfe Gottes geht es auch ohne religiöse Schwärmerei, die die Rappsche und Bäumersche Gesellschaft zu entzweien droht.

Voraussetzung zum Beitritt ist die Einzahlung von 100 Schweizer Franken pro Einzelmitglied oder Familie. Verbrecher, das heißt kriminell Vorbestrafte, sind ausgeschlossen. Die Reisekosten bezahlt jeder selber; wer sie nicht aufbringen kann, wartet, bis die Gesellschaft genügend Mittel hat, ihm zu helfen. Sobald 100 Mitglieder beisammen sind, wird ein Komitee gewählt, um die Geschäfte zu leiten. Für die Verwaltung des Gemeinschaftsvermögens müssen sie Bürgschaft leisten. Eine Rangordnung gibt es nicht: Direktoren, Vorsteher, Geistliche und Lehrer tragen die nämliche Kleidung und essen am gleichen Tisch mit Handwerkern und Landbauern. Jedes erwachsene Mitglied ist auf sein Tagewerk im erlernten Fach verpflichtet nach dem Grundsatz: Wer nicht arbeitet, soll auch nicht essen; doch wird für die Kinder, Alten und Kranken gesorgt. Wer einen persönlichen Gegenstand (ein Taschenmesser, eine Uhr, Tabak und dergleichen) benötigt, bezieht ihn aus dem Magazin gegen Vorweisung des Arbeitsbuches auf Grund von «vorrätigen Arbeitsstunden», das heißt von ausgewiesener Überzeitarbeit. Auf Borg wird nichts gegeben. Neben weiteren Einzelheiten der «Allgemeinen Ordnung» steht das Grundgesetz der Gesellschaft, das nie abgeändert

werden darf, obenan: nämlich die Gemeinsamkeit des Eigentums.

Der Erfolg dieses Planes zur Gründung der Kolonie Neu-Helvetia war selbst für Andreas Dietsch überraschend. Es regnete, nach seinem Zeugnis, von Anfragen und Anmeldungen, so daß er Tag und Nacht schreiben mußte, um die Geister, die er rief, zu befriedigen. In eitler Bescheidenheit meint er: Ich, der ich kaum zur Not lesen und schreiben kann und nichts verstehe als meine Profession, könnte stolz auf mein Projekt sein, wenn es nämlich gewisse Herren erlauben, daß ein Fötzel auch stolz sein darf! Und mit Bitternis vermerkt er, daß gewisse Feinde ihm, dem armen Mann, unlautere Absichten unterschieben: «Gebt Acht, der Dietsch, der nimmt das Geld von den einfältigen Leuten, die ihm glauben, und schert sich damit zum Teufel. . . Aber der Dietsch schert sich nicht zum Teufel. Ich verdiene noch immer so viel, daß ich ordentlich leben kann, aber die trübe Aussicht auf die Zukunft bewog mich, das für meine Verhältnisse freilich an Geld und Zeitverlust etwas schwere Opfer zu wagen; denn es kommt, wie mir einer aus Zürich schreibt, ‚wer in zehn Jahren hier noch leben will, muß entweder Geld oder keinen Charakter haben‘.» Daß die Schweiz schon vier Jahre später ihre politische Krise überwinden und den Weg zum modernen Wohlfahrtsstaat frei machen sollte, das freilich konnten Dietsch und sein Zürcher Gewährsmann nicht wissen.

Am 25. Februar 1844 fanden sich, trotz schlechten Wetters, gegen 60 Auswanderungsbeflissene im Gasthof zum «Engel» in Oberentfelden ein, um die von Dietsch inzwischen entworfenen Verbindlichkeitsstatuten seiner Gesellschaft zu diskutieren. Da man aus Zeitmangel und Uneinigkeit zu keinem Abschluß kam, wurde eine Kommission von sieben Mitgliedern gewählt, die am 3. März in Aarau eine ausführliche Verordnung von 23 Artikeln aufstellte, die am 24. März im «Röbli»-Saal einer Generalversammlung in gedruckten Exemplaren unterbreitet werden sollten. In einem Nachwort warnt Dietsch vor übertriebenen Hoffnungen und weist auf die zu erwartenden Mühseligkeiten hin,

indem er seinen Anhängern ins Herz hineinruft: «Bedenke und überlege wohl, was du tust.» Diese Wandlung vom utopistischen Theoretiker zum realistischen Praktiker hatte sich in wenigen Monaten vollzogen; Dietsch war jetzt 36 Jahre alt.

Die Generalversammlung vom 24. März, die von über 100 Mitgliedern aus sieben Kantonen besucht war, änderte einige Artikel der Statuten ab oder erweiterte sie durch präzisierende und erläuternde Bestimmungen. In das sechsköpfige Komitee, das am 14. April in einer neuen Versammlung noch erweitert werden sollte, wurden drei Aargauer gewählt, nämlich Rudolf Rüetschi von Lenzburg, Joh. Ulrich Rey von Möriken und Rudolf Blattner von Rombach, ferner ein Zürcher und ein St. Galler. Dietsch wird nicht erwähnt; er gehörte dem Vorstand als Gründer der Gesellschaft offenbar ex officio an; jedenfalls unterzeichnete er den von ihm verfaßten und am 1. April 1844 veröffentlichten «Nachtrag und Abänderung der Statuten... der Auswanderungsgesellschaft zur Gründung von Neu-Helvetia» im Namen des Komitees. Als Garanten des einbezahlten Kapitals stellten sich die Herren Ehram, Beck, Schmidt zum «Bären» und die Gebrüder Siggenthaler, alle in Aarau, zur Verfügung.

Dietsch benutzte den Druck des Nachtrags, um eine «Kurze Notiz vom Staate Missouri nach Brommes Hand- und Reisebuch» beizufügen, ferner einige nützliche Verhaltens-, Reise- und Lebensregeln, zum Beispiel über mitzunehmendes Schiff und Geschirr (nicht zu vergessen: zinnerne oder blecherne Nachttöpfe für die Kinder), über Kleider, Bettzeug, Lebensmittel und Medikamente gegen Fieber und Seekrankheit usw.

Es erübrigt sich, im einzelnen auf die Statuten einzugehen, die in den organisatorischen Artikeln wohl zweckmäßig sein mochten, in den allgemeinen Bestimmungen jedoch modernen soziologischen, ökonomischen und psychologischen Einsichten nicht standhalten; eine Kritik, Punkt um Punkt, könnte deshalb nicht anders als schulmeisterlich ausfallen. Von mehr Interesse dürfte sein, was ein Kenner der amerikanischen Verhältnisse und der Geschichte der Utopischen Kolonisation zu den Statuten von

Vereins = Statuten
der
Auswanderungsgesellschaft
zur
Gründung von Neu-Helvetia.
Als Anhang
zu dem schon erschienenen Plan,
betitelt:
„Die Gründung von Neu-Helvetia etc.“

Nachtrag
und
Abänderung der Statuten
vom 3. März 1844
der Auswanderungsgesellschaft
zur
Gründung von Neu-Helvetia
im Staate Missouri, in Nordamerika.

Neu-Helvetia als Ganzem zu sagen hat: Prof. Georg Schulz-Behrend sieht in ihnen eine Mischung von Idealismus, Sachlichkeit und wohlwollender Despotie. Trotz einer gewissen Breite und vorzüglicher Genauigkeit entbehrten die Bestimmungen doch des Vorteils detaillierter Kenntnis der tatsächlichen Lage im Grenzerstaat Missouri und in Amerika im allgemeinen. Die Hauptpunkte hätten präziser, die Nebenpunkte kürzer formuliert und die Abänderungsmöglichkeiten auf demokratischere Art vorgesehen werden sollen. Die Sehnsucht nach einem «System menschlicher Vervollkommnung» wirke ebenso utopisch wie deutsch (was mich allerdings zum Widerspruch herausfordert: Dietsch kommt aus der Schule der französischen Utopisten). Der heikelste Punkt sei die Tatsache, daß jede Uneinigkeit gesetzlich als inexistent erklärt werde, so, als ob man einem Gesetz nicht auch durch seine Verletzung Ehre erweisen könnte. Jeder erfahrene Kolonist hätte somit auf Grund dieser Statuten dem ganzen Unternehmen Unheil prophezeien können, es wäre denn, daß der oder die verantwortlichen Leiter der Gesellschaft vor der harten Wirklichkeit genügend geistige Beweglichkeit und Anpassungsfähigkeit beweisen würden. – Das Schicksal hat leider die Probe aufs Exempel nicht mehr gestattet.

Zwei Tage nach der Generalversammlung in Aarau, am 26. März 1844, unterbreitete Dietsch dem Kleinen Rat eine untertänige, knapp und flüssig in einer charaktervollen Handschrift geschriebene Petition, in der er auf die Auswanderungsgesellschaft zur Gründung von Neu-Helvetia hinweist, deren Statuten er beilegt. Zum erstenmal hören wir, daß auch die Auswanderung nach Algier erwogen wurde. Grund zur Auswanderung sei nicht die Unzufriedenheit mit der löblichen und loyalen Regierungsweise des Standes Aargau, sondern die zunehmende Verdienstlosigkeit der gewerbetreibenden Klasse und die wachsende Armennot der Industriearbeiter. Ein Beispiel: Jakob Rohr aus Staufen wandert täglich bei Wind und Wetter nach Aarau, wo er bei den Gebrüdern Herosé als Stoffdrucker zum Taglohn von 8 bis 10 Batzen arbeitet, von dem er seinem Streicher (der

den Farbauftrag besorgt) noch 2 Batzen abgeben müsse; mit dem Rest habe er eine fünfköpfige Familie zu ernähren. Habe die Regierung weder die Macht noch die Mittel, die Armut aufzuhalten, so möge sie aus Menschenliebe wenigstens die Auswanderung fördern. Dietsch verlangte pfiffigerweise nicht die Übernahme der Reisekosten für die Unbemittelten, sondern nur die Verwaltung und Überwachung der einbezahlten Kapitalfonds durch die Regierung oder einzelne ihrer Mitglieder. Es war Sache des Kleinen Rates, die Petition für das zu nehmen, was sie war, nämlich ganz einfach ein verschämter Bettelbrief. Die begutachtende Armenkommission empfahl der Regierung, das der Kolonie nächstgelegene Schweizerkonsulat zu veranlassen, auf die von den Garanten deponierten Gelder Vorschüsse für ausgewiesene Landankäufe zu leisten und den Transfer der Gelder nach Amerika durch eine Schiffsassekuranz auf Staatskosten versichern zu lassen. Der Kleine Rat aber erklärte in seiner Sitzung vom 2. Mai 1844, daß er gesetzlich nicht befugt sei, diesen Vorschlägen Rechtswirkung zu erteilen, und begnügte sich mit dem Rat, die Hilfe einer Bank in Anspruch zu nehmen.

*

Über den weiteren Verlauf des Unternehmens erfahren wir zunächst aus einer Broschüre, die nach Abreise des ersten Kontingents im Laufe des Monats Juni 1844 im Auftrage des Komitees von einem Mitglied, dem Schneider *Adolf Hennings* aus Hamburg, redigiert worden war. Diese Broschüre faßt die drei zum Teil gekürzten Schriften von Andreas Dietsch, «Gleichheit und Einigkeit», «Die Gründung von Neu-Helvetia» und die «Vereinsstatuten», zusammen, einesteils, wie es im Vorwort heißt, um der andauernden Nachfrage nach der vergriffenen Schrift: «Das tausendjährige Reich» zu genügen, andernteils, um eine Übersicht über den Weg «vom Traum bis zur praktischen Ausübung» zu geben. Bemerkenswert ist das Eingeständnis des Komitees: «Wir wissen gar zu wohl, daß wir kein tausendjähriges Reich gründen können, auch nicht wollen.» Hennings fügte den Texten

Das
tausendjährige Reich,

nebst

Plan und Statuten

zur

Gründung von Neu-Helvetia

im Staate Missouri in Nordamerika

von

Andreas Dietsch.



Vermehrt im Auftrage des leitenden Comite's

von

Adolf Hennings.

1844.

von Dietsch am Anfang und am Schluß der 95seitigen Schrift einige persönliche Bemerkungen bei, denen zu entnehmen ist, daß Dietsch sich dem ersten Transport anschloß, um alles persönlich leiten zu können und die Mühen und Beschwerden mit dem Voraustrupp zu teilen, da es vor allem am Anfang notwendig sei, eine strenge Ordnung aufrechtzuerhalten. Der Liste der ersten Auswanderer entnehmen wir, daß diese Gruppe aus 41 Personen bestand, nämlich aus 23 Erwachsenen, 18 Männern und 5 Frauen, worunter 4 Ehepaare, 1 Witwer (nämlich Dietsch) und 1 Witwe (Marie Kull von Niederlenz), mit total 18 Kindern, sowie 13 ledigen Männern. Nach der Nationalität gezählt waren es 7 Deutsche, 1 Franzose (Dietsch), 10 Schweizer und 5 Schweizerinnen, wovon 3 Aargauer und 2 Aargauerinnen. Dietsch reiste mit seinen beiden Töchterchen im Alter von vier und drei Jahren. Wie bereits erwähnt, war es ihm zu seinem Leidwesen nicht vergönnt, seinen in Zürich verhafteten und verurteilten Gesinnungsfreund Wilhelm Weitling nach dessen Strafverbüßung auf eigene Kosten mitzunehmen, um ihm die Auslieferung an Preußen zu ersparen. Zehn Jahre später sollte Weitling in der Kolonie Communia in Iowa auf die letzten Mitglieder der Kolonie Neu-Helvetia stoßen.

Hennings gab in seiner Ausgabe der Schriften von Dietsch auch eine Liste der Geschenke und Spender bekannt, die ihre Segenswünsche mit allerhand Nützlichkeiten begleiteten, wie 50 Franken in bar, 3 Waidmesser, 1 Säbel, 1 Terzerol, Stricke, Packtücher, Sämereien, 1 Rechnungsbuch, ein Rezept Zündhölzchen zu machen, ferner Backwerk und gedörrte Zwetschgen, Kirschen, Äpfel und Birnen für die Kinder, woran Frau Hagnauer, die Großmutter der Töchterchen von Dietsch, gedacht hatte. Der deutsche Arbeiterverein in «Lachauxdefonds» stiftete eine Gesellschaftstabaksdose, zwei musische Freunde je eine Flöte und Dr. Theodor Zschokke hielt sein zweibändiges wissenschaftliches Werk der speziellen Semiotik (Lehre der diagnostischen Krankheitszeichen) für eine sehr nützliche Reiselektüre.

Am Sonntag, den 2. Juni, verließ Dietsch die Stadt Aarau mit

38 Personen; Hennings sollte mit zwei weiteren Mitgliedern erst am 1. Juli abreisen. Dietsch erzählt, daß einige hundert Personen, jung und alt, den Planwagen der Auswanderer bis vor die Stadt hinaus begleiteten und daß sogar ihrer fünfzig tränenden Augen bis Schönenwerd nebenherliefen. Hennings berichtet, man habe tatsächlich beim Anblick der reizenden, segensreichen Gegend fast nicht glauben können, daß es möglich sei, «auswanderungslustig» zu sein, aber alle verließen die Heimat freudig und vergnügt, ohne Tränen der Wehmut.

Die von Dietsch geführte Gruppe hatte mit dem Bierfuhrmann Deppeler von Tegerfelden, der sich als Auswanderungsagent betätigte, einen Akkord für die Reise von Aarau bis New York für Überfahrt, Gepäck, Verköstigung und Quarantäne-Gebühren abgeschlossen. Den Transport bis Le Havre übernahm Deppeler persönlich mit drei großen Planwagen; in Basel und St-Louis waren noch gegen hundert weitere Auswanderer zu der Karawane gestoßen. Pro Kopf betrug die Auslagen 150 Franken für die Erwachsenen vom 16. Altersjahr an, und 80 bis 120 Franken für die Kinder, je nach Altersstufe.

*

Den letzten Akt seines Dramas hat Andreas Dietsch einem «Tagebuch und Reisenotizen der Auswanderungsgesellschaft zur Gründung von Neu-Helvetia» anvertraut, wovon er einen Auszug verfaßte, den er zur Veröffentlichung dem Präsidenten des Aarauer Auswanderungs-Komitees, *Rudolf Blattner*, Mechanikus in Rombach, zustellte. In einem beigelegten Brief, vom 15. Dezember 1844 datiert, bezeichnet Dietsch als Wohnsitz der Kolonie «Aarau in Neu-Helvetia», womit er seiner Wahlheimat eine letzte Reverenz erwies.

Die 88 Seiten umfassende Broschüre erschien erst 1845, kurz nach dem Tode des Verfassers, im Selbstverlag des Herausgebers Rudolf Blattner von Küttigen. Obwohl dieser über das traurige Schicksal der Neu-Helvetier mehr wußte, als den gedruckten Quellen entnommen werden kann – handschriftliche Berichte

Tagebuch
und
Reisenotizen
der
Auswanderungs-Gesellschaft.
zur
Gründung von Neu-Helvetia.



Wien, 1845.

Zu haben bei Rudolf Blattner, Mechanikus.

von Dietsch und seinen Gefährten haben sich nicht erhalten –, wanderte Blattner 1849 ebenfalls mit Frau und Kindern nach Nordamerika aus, wo er sich in der County St. Clair (Illinois) niederließ. Er verzichtete im Jahre 1866 auf sein Kantons- und Gemeindebürgerrecht, nachdem er 1859 das amerikanische Bürgerrecht erworben hatte.

Das veröffentlichte Tagebuch von Andreas Dietsch zeigt ihn von seiner besten Seite als Mensch, Charakter und Schriftsteller. Sein Büchlein ist freilich ein kunstloser Reisebericht, aber die scharfe Beobachtungsgabe des Verfassers, seine Fähigkeit, Menschen, Sachen und Situationen mit sichern Strichen zu charakterisieren, der Besitz eines anschaulichen Wortschatzes, ein natürliches Stilgefühl für den Wechsel von temporeicher Handlung, farbiger Schilderung und retardierender Reflexion machen die Lektüre noch heute spannend und interessant. Trotzdem möchte ich nicht so weit gehen wie Prof. Schulz, der einen Neudruck der Broschüre empfiehlt, es sei denn unter dem Gesichtswinkel der Einwanderungsgeschichte von Amerika oder der noch nicht geschriebenen Geschichte der schweizerischen Emigration und ihrer literarischen Quellen. Der Schalk des einstigen Aarauer «Bachfischers» gibt dem Tagebuch seine besondere Note. Jeder unangenehmen oder gar verzweifelten Situation weiß Dietsch immer wieder die humorvolle Seite abzugewinnen; er kann den «Waggis» mit seinem ausgeprägten Sinn für das Komische niemals verleugnen. So ist zum Beispiel die Schilderung der ausbrechenden Seekrankheit unter den Zwischendeckpassagieren grotesk bis zur Unappetitlichkeit (S. 17) und die Beschreibung des Lebens auf dem Schiff (S. 21–23) wie ein Satyrspiel auf die harte Wirklichkeit. «Wenn ein Spaßvogel uns gesehen hätte», sagt er einmal, «er würde gewiß eine Karikatur gemacht haben, zum Beispiel: Wie Neuhelvetier nach Amerika auswandern täten» (S. 5).

Großartig wirkt die absichtslose, seine eigenen Schwächen nicht schonende Erwähnung seines Handelns. Wenn man als Triebfedern seiner sozialpolitischen Bestrebungen Minderwertigkeits- und Kompensationskomplexe nicht ausschließen darf, so

kommen doch aus tieferen psychologischen Schichten echte humanitäre und religiöse Gefühle zum Durchbruch, ohne die seine Aufopferungsbereitschaft für Gefährten, die sich ihrer nicht würdig erwiesen haben, kaum verständlich wäre. Als die unverträgliche Frau Kull von Niederlenz und ihre beiden trägen und verschlagenen Kinder, die viel Nachsicht erforderten, weil sie der Gesellschaft zur Last fielen, die Neuhelvetier in Pittsburg bei Nacht und Nebel verließen, kümmerte er sich anderntags noch um ihr weiteres Auskommen in einer Baumwollspinnerei und ließ ihnen die Möglichkeit eines späteren Wiederanschlusses offen, obwohl alle andern froh waren, ihrer los zu sein. Als dem Glarner Oswald Bähler, der mit Frau und sieben Kindern reiste, das Geld ausging, ließ er die Unglücklichen nicht im Stich, sondern nahm sie auf eigene Kosten mit, obwohl der erkrankte Vater und die kleinen Kinder der Kolonie nicht mehr von Nutzen sein konnten. Was sich vollends in Neuhelvetia begab, ist ein Hohelied auf die moralische Kraft und Unantastbarkeit des Gründers.

Wir können die einzelnen Stationen unserer Aarauer Auswanderungsgesellschaft nicht im einzelnen anlaufen und in ihren Begebnissen schildern. Die Abenteuer begannen schon am zweiten Tag in einer nicht abreißenden Kette von Unannehmlichkeiten von Basel bis Le Havre. Von Meaux aus machte Dietsch rasch einen Abstecher nach Paris, um sich dort mit einigen Mitgliedern des deutschen Vereins zu treffen (wahrscheinlich ehemaligen Angehörigen des konspirativen Geheimbundes der Gerechten, dem Weitling angehört hatte). Am 25. Juni schifften sich die Utopisten auf dem Postschiff «Albany» ein und winkten am 26. Juni Europa ein «tränenloses Lebewohl» zu. In der Folge gab es Tränen genug, denn die Enttäuschungen häuften sich mit der zunehmenden Entfernung von Europa; was auch immer Gutes sie unterwegs erfahren mochten, es wog das Schlimme nicht auf. Am 2. August, nach 38 Tagen einer beschwerlichen und ereignisreichen Seereise, erreichten sie Long Island. Über New York, Columbia, Hollidaysburg, Pittsburg und Cincinnati gelangten sie auf Flüssen, Kanälen und Eisenbahnen nach Saint

Louis, wo sie am 31. August ausgehungert, ernüchtert, zum Teil krank ankamen. Am stärksten mitgenommen fühlte sich Dietsch, der bisher für alle und alles vorbildlich gesorgt hatte und noch an den Nachwehen der Seekrankheit litt. Hier nahm sie der Mechanikus Jakob Blattner von Küttigen in Empfang, der schon einige Jahre in Jefferson City lebte. Er verwies die Ankömmlinge an den Inspektor des staatlichen Kongreßlandes, *Edward Hutawa*, in dessen «Selectional Map of Missouri (St. Louis 1844) die einzige Eintragung der Siedelung Neu-Helvetia in amerikanischen Landkarten zu finden ist. Hutawa empfahl Dietsch an den berühmten Gründer der niederdeutschen Siedelung Westphalia, *Dr. Bernard Bruns*, der über ein geeignetes und wohlfeiles Landstück am Osage-Fluß verfügte. Dietsch reiste mit neun Gefährten nach Westphalia, um das Land zu besichtigen, auszumessen und anzukaufen, denn es gefiel den Ankömmlingen gut, die sich sogleich, trotz Mangel an Lebensmitteln, Unterkunft und Werkzeugen, mit Hilfe einiger Siedler aus dem Nachbargebiet an die Errichtung einer Blockhütte machten. Dietsch eilte freudig nach St. Louis hinab, um die dort Zurückgebliebenen in die neue Heimat abzuholen. Was er antraf, war nicht erfreulich: Die Gemeinschaft der Neuhelvetier war bereits auseinandergefallen, da sich die Frauen von drei verheirateten Mitgliedern verzankt hatten und deren Ehemänner es vorzogen, Lohnarbeit anzunehmen, statt sich dem Aufbau einer ungewissen Existenz in der Wildnis von Osage-County und der Verwirklichung des tausendjährigen Reichs zu widmen. Mit dem Rest der Utopisten, das heißt zwei Ehepaaren mit Kindern und zwei ledigen Burschen, trat Dietsch den Heimweg an (wenn wir so sagen dürfen). «Dies war wieder eine Fahrt, daß sich Gott erbarm», schreibt Dietsch in sein Tagebuch; mit zwei «Mordiofuhrwerken» erreichten sie schließlich nach der Weise der ersten Pioniere das gelobte Land, wo sie mit finsternen Gesichtern empfangen wurden, weil die Tüchtigsten, von Eigennutz verleitet, in der Stadt geblieben waren und statt ihrer ein «Haufen Kinder» eintraf, «die nur Arbeit, Kosten und Unruhe verursachen und noch zu nichts zu



Ausschnitt aus der Karte von H. D. Rogers und A. K. Johnston, London, 1857. Die Lage von Neu-Helvetia ist nach Angaben aus dem Tagebuch von Dietsch in die Skizze eingezeichnet worden; das Kartenwerk von E. Hutawa konnte in keiner schweizerischen Bibliothek ermittelt werden.

gebrauchen sind». Aber auch die Ankömmlinge waren enttäuscht, weil das inzwischen errichtete Gemeinschaftshaus von Neu-Aarau weder ein Dach noch eine Herdstelle besaß und nicht einmal Stroh für das Nachtlager vorhanden war! Den Kindern fehlte die Milch, den Frauen der Kaffee, den Männern der Schnupf- und Kautabak. Was aber das erträumte Paradies vollends zu einer Hölle der Wirklichkeit machte, war nicht zuletzt das Zusammenleben auf engstem Raume von kinderreichen Familien und ledigen Männern, die das ewige Geschrei der Kleinen nicht ertrugen und an jeder Kleinigkeit Anstoß nahmen, was wiederum die Eltern kränkte. Mit den Entbehrungen und den Krankheiten steigerten sich Unzufriedenheit und Unverträglichkeit, wozu sich noch das Heimweh gesellte. Das berühmte Heimweh des Schweizers, von dem auch Dietsch selber gelegentlich angesteckt wurde!

Daß dieses seelische Klima für die Entwicklung der Kolonie nicht günstig war, ist begreiflich. Wegen geringfügigen Streits ver-

ließen drei ledige Männer den Ort ihrer Enttäuschungen; zwei weitere folgten aus Gesundheitsrücksichten; zwei andere blieben nur aus bloßem Trotz, nicht aus besserer Einsicht; unter den übrigen brach das «kalte Fieber» aus infolge Überanstrengung und Unterernährung, und schließlich starb Vater Bähler von seinen sieben Kindern hinweg, weil er aus Eigensinn die Annahme der von Dietsch in Westphalia besorgten Medizin verweigert hatte. Trotzdem wurde das Blockhaus fertig gebaut, ein Stall für ein Pferd und zwei Kühe errichtet, eine Schmiede aufgestellt. Die Stimmung wechselte zwischen Hoffnung und Nieder geschlagenheit, und nur der unverwüstliche Optimismus und die fanatische Hingabe von Dietsch verhinderten, daß auch die letzten Getreuen die Kolonie verließen. Er spottete über sich selber, der kein Prophet mehr sei, sondern Mädchen für alles: Krankenwärter, Postläufer, Schreiner, Schmied, Zimmermann, Koch, Wäscherin, Jäger, Viehtreiber und Kindsmagd! Trotzdem hätte ihn nichts bewegen können, das Werk seines Lebens im Stich zu lassen, «denn ich hatte doch viele Vorzüge gegen meine vorigen Verhältnisse; wenn ich anfangs schon nur einen 1 ½ Fuß breiten Platz und eine Handvoll feuchtes Stroh zum Schlafen hatte, so wohnte ich doch im *eigenen* Haus und auf *unserem* Land; ich kann *unser* Pferd reiten, und sollte ich sterben, so werde ich auf *unserem* Land begraben, lauter Vorzüge, die, wenn man sie zu schätzen weiß, einigen Ersatz für die Entbehrungen gewähren, die bei so etwas unvermeidlich sind». Doch der Zweifel nagte zuweilen auch an ihm, und die letzten Seiten seines Berichts lesen sich wie ein verbissener und ergreifender Rechtfertigungsversuch seines Unternehmens, durchsetzt mit eindringlichen Mahnungen und Ratschlägen an die noch in Europa zurückgebliebenen Gesellschaftsmitglieder, für die das Tagebuch ja auch verfaßt und veröffentlicht ward: «Mein Aufruf zur Gründung von Neu-Helvetia, so wie die darauf folgenden Statuten waren schön zu lesen, aber ein anderes ist es, danach zu handeln und die guten Vorsätze auszuführen. . . Ich habe Euch mit Fleiß nichts verhehlt, damit mich und die andern kein Vorwurf treffe, als hätten wir Euch zu

täuschen gesucht. . . Ich fand Tag und Nacht keine Ruhe, kein Schlaf kam über meine müden Augen, denn es schnitt mir beständig durchs Herz, wenn ich daran dachte, daß ich eigentlich Ursache und Anlaß zu diesen Leiden war. . . Wir haben allerlei Fehler begangen, dafür habe ich keine Entschuldigung. . . Wo wir gefehlt haben, ist nicht böser Wille, wohl aber Unkenntnis schuld daran. . . wir verstanden es eben nicht besser. . . .»

Die Kolonie Neu-Helvetia befand sich nach sichern Angaben im Quellenmaterial seit Frühjahr 1844 in voller Auflösung. Der verzweifelte Gründer hoffte auf eine Rettung durch einen Nachschub tüchtiger Leute aus der Schweiz, denen er das Leben in Neu-Helvetia schmackhaft zu machen suchte durch eine eindringliche Schilderung der Landschaft von Osage-County und ihres natürlichen Reichtums; diese Schätze zu gewinnen heißt allerdings für *uns* «dulden und arbeiten», für *euch* aber «hören auf meinen Rat: seid friedsam und einig»! Es waren Rufe in der Wüste! Schon der Nachzügler Hennings war mit seinen zwei Begleitern im Herbst 1844 in St. Louis geblieben, da ihn die schlechten Nachrichten aus der Kolonie von der Weiterreise abschreckten und ihn sogar veranlaßten, mit einem Dietsch übelgesinnten Mitglied der Auswanderungsgesellschaft, Herold, den Gründer des Betrugs zu verdächtigen. Eine im Herbst 1844 von Aarau unter Führung von Irmel abgereiste Gruppe von zehn Mitgliedern mit zehn Kindern brach Mitte Januar 1845 von St. Louis nach Neu-Helvetia auf und wurde von Dietsch daselbst sehnlichst erwartet. Im März 1845 verreiste eine weitere Gruppe, darunter die Komiteemitglieder Rey von Möriken und Rüetschi von Schafisheim; ersterer mit sieben, letzterer mit elf Kindern. Im Monat Mai 1845 verließen fünf Familien aus Niederbipp die Schweiz, um sich der Gemeinschaftssiedlung von Neu-Helvetia anzuschließen.

Welche Verhältnisse diese Utopisten in der Kolonie antrafen, soweit sie diese überhaupt erreichten, ist uns nicht überliefert. Sicherlich fand schon die Gruppe Irmels Andreas Dietsch nicht mehr am Leben. Dieser hatte das Manuskript seines Auszugs aus

dem Tagebuch am 15. Dezember 1844 abgeschlossen und brachte es auf selbstgebauten Schneeschuhen nach Westphalia zur Post. Ein Brief vom 28. Januar 1845 erreichte Aarau noch rechtzeitig, um von Rudolf Blattner auszugsweise in die Broschüre aufgenommen zu werden. Es ist die letzte direkte Nachricht von Dietsch und seiner Kolonie. Entgegen der Ansicht von Prof. Schulz zweifle ich nicht an der Autorschaft von Dietsch, da weder der ungenannte Briefschreiber noch Blattner den Tod des Koloniegründers verschwiegen hätten. Dietsch muß somit kurz nach dem 28. Januar 1845 verstorben sein. Wenn es in der Fußnote der 3. Auflage (1846) des «Bachfischets» heißt, Dietsch sei im «vergangenen Winter» (also erst Ende 1845 oder Anfang 1846) verstorben, so stimmt diese irreführende Angabe jedenfalls für die 2. Auflage (1845) und bestätigt damit die Hypothese des ungefähren Todesdatums. Es wäre ja auch undenkbar, daß der mitteilensame Dietsch sich seit Februar 1845 in Schweigen gehüllt hätte.

Die wenigen Überlebenden der Kolonie Neu-Helvetia und ihre letzten Zuzüger aus der Schweiz zogen, soweit sie immer noch der Idee der Gütergemeinschaft huldigten, nach Iowa weiter, um dort mit andern Einwanderern eine neue Utopistensiedlung «Communia» zu gründen, wie wir der Biographie von Wilhelm Weitling entnehmen können. Diese Kolonie schloß sich 1852 dem von Weitling geleiteten «Arbeiterbund» an, dem es trotz großer Geldopfer nicht gelang, das neue Utopia auf einen grünen Zweig zu bringen. Während der Untergang von Neu-Helvetia ein tragisches Verhängnis war, so war das Ende der Schwestersiedlung «Communia» nur noch eine häßliche, lächerliche Gerichtsepisode im Liquidationsprozeß der Weitlingschen Genossenschaftsbank (Mehring, XXXXV).

Wie sich die Tragödie in Neu-Helvetia vollzog, bleibt im dunkeln. Der heutige Besitzer des Landes, William Vogel, stieß auf die Gräber von drei Erwachsenen und mehrerer Kinder. Da wir nur vom Tod und Begräbnis des Glarner Bähler sichere Nachricht besitzen, ist anzunehmen, daß Andreas Dietsch mit einem

weiteren Reisegefährten und einigen Kindern den Strapazen, Entbehrungen und dem «kalten Fieber» (Malaria) erlag, und, wie er vorausgesagt hatte, in *seinem* Grund und Boden begraben wurde. In einem der Kindergräber dürfen wir Maria Magdalena Dietsch vermuten, denn nur von der jüngeren Tochter Rosetta wird in einer Urkunde der Kreisstadt Linn berichtet, daß sie das Land verkaufte, auf welchem einst die Stadt New Aarau erstehen sollte. Osage-County ist heute eine Viehweide, in welcher William Vogel noch vor 50 Jahren einen Apfelbaum und einige Rebstöcke als letzte Überbleibsel der Siedlung sah. Im Jahre 1947 fand er an der Stelle, wo das Gemeinschaftshaus von Neu-Helvetia stand, eine rostige Schere, das einzige Kulturzeugnis des einstigen tausendjährigen Reichs. Sie ist gleichsam ein Symbol für das opfervolle Leben des Andreas Dietsch, das – um eine seiner Metaphern zu gebrauchen – durch den Scherengriff eines tragischen Schicksals gezogen wurde, dem wir unsere menschliche und wissenschaftliche Anteilnahme nicht versagen können.

Überblicken wir die literarische Hinterlassenschaft von Dietsch, die in ihrer seltenen Gesamtheit zu hüten eine schöne Pflicht der aargauischen Kantonsbibliothek bedeutet, möchten wir uns eines Satzes von Heinrich Heine aus dem Vorwort zu den «Elsässischen Novellen» des sozialphilosophischen Schriftstellers Abraham Alexander Weill bedienen, der auch auf dessen Landsmann Andreas Dietsch mit etwas gedämpfterem Tenor zutrifft:

«Hier zeigt sich unser Autor mit allen seinen sozialen Tugenden und ästhetischen Gebrechen; hier sehen wir ihn in seiner vollen agitatorischen Pracht und Lückenhaftigkeit; hier ist er ganz der zerrissene, europamüde Sohn der Bewegung, der die Unbehagnisse und Ekeltümer unserer heutigen Weltordnung nicht mehr zu ertragen weiß und hinausgaloppiert in die Zukunft, auf dem Rücken einer Idee...»
Nold Halder

Quellenangaben und weitere Hinweise im Aargauischen Biographischen Lexikon, S. 150. Ergänzendes Material über Andreas Dietsch, Gustav Siegfried und Rudolf Sutermeister sowie über den Frühkommunismus im Aargau und in der Schweiz hat der Verfasser im Aargauischen Staatsarchiv deponiert.